

Andreas Wirsching

Gottes Zuversicht – unsere Zuversicht?

Ansprache gehalten am 1. Februar 2004 im Augsburger Hochschulgottesdienst
in der Kirche St. Moritz

1. Johannes 5, 11-15

Wie nur wenige andere strahlt das Wort „Zuversicht“ eine positive, fast erhabene Kraft aus. Wer Zuversicht hat, ist innerlich stark. Den Zuversichtlichen können auch äußere Widrigkeiten kaum gefährden. Und ist nicht umgekehrt der, der keinerlei Zuversicht mehr hat, selbst verloren? Leben wir nicht sogar geradezu – so könnte man fragen – vor allem *durch* Zuversicht, jedenfalls nicht *ohne* sie?

Aber, so stellen wir sogleich fest: Zuversicht kann nicht alleine, nicht für sich selbst stehen. Wenn wir Zuversicht sagen, so fragen wir im selben Atemzug danach: Worauf gründet sich diese Zuversicht? Wo ist die Ursache, die überhaupt erst zuversichtlich macht und damit Stärke verleiht?

Diese Frage nach dem Grund der Zuversicht ist auch eine historische Frage; sie will auch begriffsgeschichtlich gestellt werden: Wir fragen also danach, wie sich die Bedeutung dieses alten Wortes gewandelt hat. Und es wird Sie nicht überraschen, daß Zuversicht in den frühen Belegen meistens mit Gott zusammengedacht wird. Von früher Zeit her ist mit Zuversicht das Vertrauen auf Gott und das, was er gewährleistet, gemeint. Ohne das Wirken Gottes kann sich der mittelalterliche und frühneuzeitliche Mensch die Gestaltung seiner Umwelt, seiner Zukunft, ja seiner Lebenszeit im ganzen schlechthin nicht vorstellen. Zuversicht ist *Gottes Zuversicht* im Sinne eines Genetivus objectivus; durch das Vertrauen auf Gott wird die Zuversicht mehr, als es Hoffnung je vermöchte, nämlich zur festen Gewißheit. Und diese Zuversicht ist nicht der Lebenszeit, nicht dem ehernen Gesetz der Endlichkeit und Vergänglichkeit unterworfen, sondern sie weist *über das irdische Leben hinaus*. Sie wird transzendent.

Im Verlauf der Geschichte hat ein solcher Begriff der Gotteszuversicht eine mächtige Lichtspur gezogen, und wir alle finden wohl Beispiele dafür, daß er auch in unserer Zeit noch wirksam ist. Aber trifft er wirklich *unsere*, heute gängige Vorstellung von Zuversicht noch? Wohl kaum! Zuversicht als feste Gewißheit bezieht der *moderne* Mensch in der Regel nicht mehr auf Gott. Man täte sich schwer, Zuversicht so zu definieren und zu kommunizieren, wie es der Autor des Ersten Johannesbriefes, des Textes unserer Lesung, im Sinne hat. Er sagt nämlich: „Und das ist die Zuversicht, die wir haben zu ihm, daß wenn wir etwas bitten *nach seinem Willen* so hört er uns.“ Tatsächlich entspricht doch die hier mitgeteilte Vorstellung, Zuversicht habe etwas mit Gottes Willen als letzter Instanz, also mit Glaubensgehorsam zu tun, schon längst nicht mehr der Alltagssprache. Was aber ist dann an die Stelle Gottes getreten?

Der Wandel des Begriffes „Zuversicht“ entspricht dem langen Prozeß der Säkularisierung, der Moderne, wenn man so will, etwa seit dem 17. Jahrhundert. Und wenn man einmal kursorisch den heutigen Alltagsgebrauch des Wortes betrachtet, so erkennt man zwei Grundformen: Zum einen bezieht man Zuversicht aus der erhofften Wendung zum Guten in Wirtschaft und Politik. So kommt das Wort zum Beispiel sehr häufig im Kontext des Aktienmarktes vor. Firmen und Anleger gewinnen bei verbesserten Gewinnperspektiven auch neue Zuversicht; verschiedene Branchen und Sektoren blicken mit neuer Zuversicht in die Zukunft und selbst der Bundeskanzler glaubt, daß Zuversicht angemessen sei, und fordert in seiner Neujahrsansprache die Menschen dazu auf, mehr von ihr an den Tag zu legen.

Zum anderen aber bezieht sich das Wort Zuversicht auf die *eigenen*, individuellen Kräfte des Menschen: auf seine Bildung, seine Fähigkeiten, sein Durchsetzungsvermögen. Zuversicht schöpft der heutige Mensch also aus zweierlei: aus dem Vertrauen auf sich selbst und seine Chancen als Individuum; aber auch aus der Hoffnung auf abstrakte Systemfunktionen wie Politik und Wirtschaft: Systeme, die dem menschlichen Subjekt als gleichsam objektive, in jedem Fall aber anonyme Welt entgentreten und die er selbst nicht beeinflussen kann.

Der heutige Begriff der „Zuversicht“ spiegelt damit ziemlich exakt eine Doppelstruktur wider, in die der neuzeitliche Mensch – ob er es will oder nicht – hineingezwungen ist. Sie ergibt sich aus der Subjekt-Objekt-Differenz zwischen dem Individuellen und dem Allgemeinen, zwischen dem zunehmend vereinzelt Menschen und den komplexen Mechanismen der immer weiter säkularisierten und rationalisierten Welt. In ihr gewinnt der moderne Mensch ein gewaltiges Maß an Freiheit. Man denke bloß an das allmähliche und immer weiter fortschreitende Abstreifen aller traditionsbedingter Rollen und Zwänge, Bindungen und Konventionen, einen Prozeß also, den Sozial- und Geschichtswissenschaften „Individualisierung“ nennen. Zugleich freilich kommt ihm etwas Entscheidendes abhanden, was der vormoderne Mensch ganz selbstverständlich besaß: die Transzendenz nämlich. Geradezu mit Wucht wird der moderne, individualisierte Mensch der kurzen Zeit seiner eigenen irdischen Lebensspanne unterworfen. Und es bleibt ihm nicht viel Zeit, um aus den vielfältigen Möglichkeiten seiner Umwelt im richtigen Augenblick die richtige zu wählen; und zwar so zu wählen, daß er ein erfülltes Leben lebt oder, anders gesagt, sich selbst „verwirklicht“. Wir sehen also: Das moderne autonome Individuum ist letztlich gezwungen, selbst seine eigene Biographie angemessen, gelungen, erfolgreich zu konstruieren. Erfolg wird zum entscheidenden Meßwert. Und in einer radikal verdiesseitigten Welt wird das Leben zur „letzten Gelegenheit“, wie es ein kluger Buchtitel formuliert [Marianne Gronemeyer, Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit, 2. Aufl. Darmstadt 1996]. Wo aber bleibt da die Zuversicht?

Zunächst einmal entstehen neue Risiken; etwa das Risiko, von den Folgen mangelhafter Chancenausnutzung und falsch getroffener Entscheidungen eingeholt zu werden. Ehemals hoffnungsfroh, ja *zuversichtlich* begonnene Lebensabschnitte münden in Enttäuschung und Desillusionierung. Das ist im Prinzip nichts Neues. Aber weniger als je zuvor in der Geschichte kann dies der Mensch unserer Zeit als „Schicksal“, geschweige denn als Gottes Willen erkennen und damit akzeptieren. Vielmehr scheint

es ihm so, als ob seine eigene Wahl möglicherweise falsch, vielleicht sogar fatal gewesen ist. Wurden nicht Gelegenheiten versäumt, Optionen vergeben, Chancen verspielt? Oder waren nicht andere schuld, müßten sie nicht wenigstens für die Risiken des eigenen Lebens haftbar gemacht werden?

Nichts aber ist rückgängig zu machen. Und hier zeigt sich die grundlegende Problematik: Der Kammerton der modernen Welt, mit ihren technisch-rationalen Bewegungsprinzipien ist auf Wiederholbarkeit, Reversibilität ihrer Vorgänge, wenn man so will auf die Möglichkeit des Trial and Error gestimmt, in jedem Fall also auf Optimierbarkeit. Daß hieraus Fortschritt entstehen *kann*, gibt der Menschheit seit der Aufklärung *Zuversicht*. Das Grundprinzip aller individuellen Existenz dagegen weist auf das genaue Gegenteil hin: auf die Einmaligkeit, Einzigartigkeit und Unwiederholbarkeit des Augenblicks und jedes einzelnen Lebensabschnitts. Steht also der Mensch am Ende hilflos in dem „stählernen Gehäuse“, als das Max Weber die Moderne bezeichnet hat, nur vor die gnadenlose Wahl gestellt, sich selbst verwirklichen zu müssen oder vergeblich gelebt zu haben?

Aber selbst diese Alternative zwischen Selbstverwirklichung und Vergeblichkeit ist doch wohl nur eine optische Täuschung, und die Hoffnung auf Selbstverwirklichung trügerisch: Denken wir uns den Menschen einmal völlig frei von Normen und Kulturtraditionen, Bindungen und Bildungsdefiziten, Rollenzwängen und materiellen Beschränkungen. Konfrontieren wir ihn dann mit der gesamten Vielfalt von Lebensmöglichkeiten, die uns die Fülle der heutigen Welt bietet. Stellen wir also völlige Wahlfreiheit in einer unendlich gesteigerten Optionsvielfalt her. Wird sich dieser Mensch mit *Zuversicht* entscheiden können? Wenn er doch weiß, daß die Summe der nicht gewählten Optionen immer viel mehr und viel besser sein wird als die Realität des gewählten Lebens? Wahrscheinlich wird sich dieser Mensch überhaupt nicht mehr entscheiden *können*. Seine Zeit aber läuft ihm davon, sie wird immer knapper, weil er glaubt sie immer intensiver nutzen zu müssen. Treten dann nicht an die Stelle von *Zuversicht* Angst oder gar Verzweiflung, in jedem Fall aber „Streß“?

Schließlich wartet, besonders machtvoll: der Tod! Der Tod – der immer individuell ist – beendet die Wahlfreiheit; vor ihm verlöschen die Optionen. Dem Tode *zuversichtlich* entgegenzugehen, übersteigt daher in aller Regel die Möglichkeiten des Menschen, und das gilt um so mehr, wenn sein irdisches Leben zugleich seine letzte Gelegenheit war und sich unerfüllte Vergangenheit von hinten an ihn anklammert. Mit Gewalt also weist der Tod auf die Temporalstruktur hin, die dem Begriff der *Zuversicht* innewohnt. *Zuversicht* ist auf Zukunft gerichtet; und ohne Zukunft endet die *Zuversicht*.

Diese spezifisch moderne *Conditio humana* des autonomen, emanzipierten und individualisierten Menschen, der sich zugleich so schwer tut mit der *Zuversicht*, ist ein viel diskutiertes Thema der neueren Kultursoziologie. Sie vermag tatsächlich eine ziemlich genaue Analyse zu geben von den Problemen der Optionsvielfalt und der Wahlfreiheit, die zum Entscheidungszwang werden und Angst hervorrufen. Deshalb wirft ihre Analyse beängstigende Fragen auf, die sie selbst allerdings nicht beantworten kann. Denn am Ende steht die Feststellung einer Aporie: das heißt einer unaufhebbar ausgeweglosen Lage, aus der solange kein Denksteg herausführt, wie der Mensch seinem

Körper und seiner Lebenszeit unterworfen bleibt. Ich meine denn auch, daß hier ein wichtiger und aktueller Dialog beginnen könnte zwischen Sozial- und Humanwissenschaften einerseits und christlichem Glauben andererseits. Wo die Wissenschaft vom Menschen keine Antworten mehr weiß, ist es vielleicht sinnvoll, auf das biblische Zeugnis zu hören. Und ist nicht – so betrachtet – der Text unserer Lesung von geradezu dramatischer Aktualität? Würde es nicht ungeheuer befreiend wirken, wenn unsere Zuversicht eben nicht auf unsere eigenen Kräfte gestellt, sondern von den Maßstäben menschlichen Gelingens und irdischen Erfolgs unabhängig würde? Wenn auch unser Leben nicht die letzte Gelegenheit wäre, sondern das ewige Leben durch Christus, von dem Johannes spricht, uns Grund zur Zuversicht gäbe?

Nun wissen wir alle, daß diese Zuversicht – Gottes Zuversicht – nicht immer auch unsere Zuversicht sein kann; daß sich von ihr viel leichter sprechen läßt, als daß sie gelebt wird. Aber ihren Grund und ihr Ziel können wir uns immer wieder bewußt machen, und dies durchaus mit den Mitteln der Vernunft, wenn wir etwa an die Aporien des modernen, an das Diesseits gefesselten und nur scheinbar autonomen Ich denken. Und wir können erkennen, daß diese Zuversicht eine Antwort auf die Probleme der modernen menschlichen Existenz verspricht. Daß sie befreiend wirken kann, indem sie uns der Verpflichtung enthebt, in unserem Leben keine Fehler machen zu dürfen, nicht falsch entscheiden zu dürfen, keine Gelegenheiten auslassen zu dürfen; sondern indem sie uns im Gegenteil darauf hinweist, daß wir nicht allein sind in der Welt mit unseren letztlich ja doch kärglichen Kompetenzen und Optionen; daß wir täglich wieder neu anfangen können, *ohne* daß das Gestern zählt; daß wir auch am Ende auf Auferstehung und Neuschöpfung hoffen dürfen, *ohne* daß die Verlustrechnung unseres Lebens aufgemacht wird. Wenn auf diese Weise Gottes Zuversicht tatsächlich zu unserer Zuversicht wird, dann führt auch ein Weg heraus aus dem stählernen Gehäuse, in dem wir leben.